

## DER ANONYME ALKOHOLIKER NUMMER DREI

*Das ist die Geschichte eines Pioniers der AA-Gemeinschaft aus deren Gruppe Nummer eins, der ersten AA-Gruppe der Welt. Er stand zu der Sache, deshalb konnten er und unzählige andere ein neues Leben beginnen.*

Als eines von fünf Kindern wurde ich auf einer Kentuckyfarm im Kreis Carlyle County geboren. Meine Eltern waren wohlhabende Leute und führten eine glückliche Ehe. Meine Frau, ein Mädchen aus Kentucky, kam mit mir nach Akron, wo ich an der Akron School of Law Jura studierte.

In einer Hinsicht ist mein Fall sehr ungewöhnlich. Bei mir gab es keine unglücklichen Kindheitserlebnisse, auf die ich meinen Alkoholismus zurückführen könnte. Ich hatte anscheinend nur eine ganz natürliche Neigung zum Alkohol. Meine Ehe war glücklich. Wie ich bereits sagte, hatte ich nie irgendeinen der Gründe, bewusst oder unbewusst, die so oft für das Trinken genannt werden. Wie meine Geschichte zeigt, wurde ich dennoch zu einem äußerst schweren Fall.

Ich hatte beträchtliche Erfolge, bevor mich mein Trinken völlig kaputt gemacht hatte. Fünf Jahre war ich Stadtrat und Finanzdirektor einer Vorstadt, die später der Stadt eingemeindet wurde. Natürlich ging das alles in die Brüche durch meine zunehmende Trinkerei. Zu der Zeit, als Dr. Bob und Bill auftauchten, war ich fast am Ende.

Ich war acht Jahre alt, als ich mich das erste Mal betrank. Meine Eltern waren daran nicht schuld, beide waren sehr gegen das Trinken eingestellt. Einige Landarbeiter räumten die Scheune der Farm auf und ich fuhr auf dem Schlitten mit ihnen hin und her. Während sie aufluden, trank ich aus einem Fass in der Scheune Apfelwein. Auf dem Weg zurück, nach zwei oder drei Fahren, verlor ich das Bewusstsein und musste ins Haus getragen werden. Ich kann mich auch daran erinnern, dass mein Vater für medizinische Zwecke und für Gäste Whisky im Haus hatte. Ich trank davon, wenn niemand da war, und füllte Wasser nach, damit meine Eltern nichts merkten.

Das ging so lange, bis ich auf der Universität unseres Staates eingeschrieben war. Nach vier Jahren wurde mir klar, dass ich ein Trinker war. Jeden Morgen wachte ich krank und mit schrecklichem Zittern auf, aber immer hatte ich eine Flasche Schnaps auf dem Tisch neben meinem Bett stehen. Ich langte rüber, nahm einen Schluck, nach kurzer Zeit stand ich auf, nahm noch einen Schluck, rasierte mich, frühstückte, steckte eine Taschenflasche ein und ging in die Vorlesung. In den Pausen rannte ich rüber zur Toilette, trank genug, um meine Nerven zu beruhigen – und ging in die nächste Vorlesung. Das war 1917.

Ich verließ die Universität kurz vor dem Abschluss-examen und trat in die Armee ein. Damals nannte ich das Patriotismus. Später wurde mir klar, dass ich vor dem Alkohol davonlief. Das klappte auch einigermaßen, weil ich an Orte kam, wo es nichts zu trinken gab und so mein gewohnheitsmäßiges Trinken unterbrochen wurde.

Dann trat das Alkoholverbot der Prohibitionszeit in Kraft. Der Stoff, den es illegal noch gab, war

scheußlich und manchmal sogar tödlich. Außerdem hatte ich geheiratet und einen Beruf, der mich ganz in Anspruch nahm. All das half mir über drei oder vier Jahre hinweg. Ich betrank mich allerdings immer, wenn ich genug bekam, um mich zu besaufen. Meine Frau und ich waren in einigen Bridge-Klubs. Dort wurde selbst gemachter Wein angeboten. Nach zwei oder drei Versuchen verzichtete ich darauf, weil sie nie genug ausschenkten, um mich zufriedenzustellen. Ich lehnte also dieses Getränk ab. Dieses Problem wurde bald gelöst, da ich meine eigenen Flaschen mitbrachte und sie in der Toilette oder draußen im Gebüsch versteckte.

Im Laufe der Zeit wurde mein Trinken zunehmend schlimmer. Ich ging oft zwei oder drei Wochen hintereinander nicht ins Büro. Ich verbrachte fürchterliche Tage und Nächte auf dem Fußboden meiner Wohnung, ich lag wach, griff nach der Flasche, nahm einen Schluck und sank wieder in tiefe Bewusstlosigkeit.

Während der ersten sechs Monate des Jahres 1935 war ich acht Mal wegen Alkoholvergiftung im Krankenhaus und jedes Mal zwei oder drei Tage ans Bett gefesselt, bevor ich überhaupt wusste, wo ich war.

Am 26. Juni 1935 kam ich im Krankenhaus wieder einmal zu mir. Es wäre milde ausgedrückt, würde man sagen, ich wäre entmutigt gewesen. Siebenmal hatte ich in den letzten sechs Monaten beim Verlassen des Krankenhauses den Entschluss gefasst, mich nicht wieder zu betrinken, wenigstens nicht in den nächsten sechs oder acht Monaten. Aber es hatte nie geklappt. Ich wusste nicht, was los war und was ich tun sollte.

An jenem Morgen wurde ich in ein anderes Zimmer verlegt, wo meine Frau schon auf mich wartete.

Ich dachte so bei mir: „Nun wird sie dir sagen, dass es zwischen uns aus ist“, ich konnte ihr das nicht einmal übel nehmen. Ich hatte nicht vor, mich zu rechtfertigen. Sie erzählte mir, dass sie sich mit zwei Männern über das Trinken unterhalten hatte. Mir gefiel das gar nicht, bis sie mir mitteilte, dass es sich um zwei Alkoholiker handelte, wie ich einer war. Nun ja, wenn sie mit einem anderen Trinker darüber sprach, war es nicht so schlimm.

„Du wirst mit dem Trinken aufhören“, sagte sie. Das klang ganz gut, obwohl ich es nicht glaubte. Dann erzählte sie mir, dass diese beiden Trinker, mit denen sie gesprochen hatte, einen Plan hatten, mit dessen Hilfe sie glaubten, mit dem Trinken aufhören zu können. Teil des Planes war es, mit anderen Alkoholikern darüber zu sprechen. Das würde ihnen helfen, selbst trocken zu bleiben. Alle Leute, mit denen ich bis jetzt gesprochen hatte, wollten *mir* helfen, doch mein Stolz hinderte mich daran, ihnen zuzuhören. Das erzeugte bei mir nur Verstimmung. Ich hätte mich jedoch als mieser Kerl gefühlt, hätte ich nicht mal für kurze Zeit diesen beiden Burschen zugehört, da dies doch *ihnen* helfen könnte. Meine Frau sagte mir auch, dass die beiden kein Geld nehmen würden, selbst wenn ich es wollte und welches hätte, was nicht der Fall war.

Sie kamen in mein Zimmer und erzählten mir von ihrem Programm, das später als das der Anonymen Alkoholiker bekannt wurde. Damals steckte dieses Programm noch in den Anfängen.

Als ich aufblickte, standen zwei stattliche Männer vor mir, über 1,80 Meter groß. Sie sahen sympathisch aus. (Später erfuhr ich, dass die beiden Besucher Bill W. und Doktor Bob waren.) Bald fingen wir an, von unseren Trinkerlebnissen zu erzählen. Ich merkte

schnell, dass die beiden wussten, wovon sie sprachen, denn man kann Dinge sehen und riechen, wenn man betrunken ist, die man sonst nicht wahrnimmt. Wenn ich je geglaubt hätte, sie wüssten nicht, wovon sie sprachen, wäre ich nie bereit gewesen, weiter mit ihnen zu reden.

Nach einer Weile sagte Bill: „Jetzt hast du eine ganze Zeit lang geredet, nun lass mich mal eine oder zwei Minuten reden!“ Nachdem die beiden Besucher noch mehr von meiner Geschichte gehört hatten, drehte Bill sich um und sprach mit Dr. Bob. Er dachte, ich verstehe ihn nicht, aber ich hörte doch, als er sagte: „Ich glaube, er ist es wert, dass man ihm raushilft und mit ihm arbeitet.“ Sie fragten mich: „Willst du mit dem Trinken aufhören? Dein Trinken geht uns nichts an. Wir sind nicht hier, um dir irgendwelche Rechte zu nehmen oder um dir Vorschriften zu machen; aber wir haben ein Programm, von dem wir denken, dass wir damit nüchtern bleiben können. Zu diesem Programm gehört es, dass wir es an den weitergeben, der es braucht und will. Wenn du es also nicht willst, wollen wir deine Zeit nicht in Anspruch nehmen. Wir gehen einfach und sehen uns nach einem anderen um.“

Als Nächstes wollten sie wissen, ob ich meinte, aus eigener Kraft und ohne jede Hilfe aufhören zu können, ob ich das Krankenhaus verlassen könne und niemals wieder anfangen würde zu trinken. Wenn ich das könnte, wäre das wunderbar und eine feine Sache. Sie würden jemand hoch schätzen, der diese Kraft hat. Sie suchten jedoch einen Mann, der sich seines Problems bewusst sei und der wisse, dass er dieses nicht allein und ohne fremde Hilfe lösen könne. Ihre nächste Frage war, ob ich an eine Höhere

Macht glaubte. Damit hatte ich keine Schwierigkeit; denn ich hatte tatsächlich nie aufgehört, an Gott zu glauben, und hatte sehr oft um Hilfe gebeten, sie jedoch nie bekommen. Außerdem wollten sie wissen, ob ich bereit sei, mich an diese Höhere Macht zu wenden und um Hilfe zu bitten, gelassen und ohne Vorbehalte.

Sie überließen es mir, darüber nachzudenken. Ich lag da auf diesem Krankenhausbett und ließ mein Leben an mir vorüberziehen. Ich dachte an das, was der Alkohol mit mir gemacht hatte, die Gelegenheiten, die ich verpasst hatte, die Fähigkeiten, die mir gegeben waren und die ich nicht genutzt hatte. Schließlich kam ich zu dem Ergebnis, wenn ich bisher nicht aufhören wollte, sollte ich es nun wollen. Dazu musste ich bereit sein, alles Menschenmögliche zu tun, um mit dem Trinken aufzuhören.

Ich war bereit, mir selbst einzugestehen, dass ich den Tiefpunkt erreicht hatte, dass es jetzt aber etwas für mich gab, mit dem ich jedoch allein nicht umgehen konnte. Nachdem ich über diese Dinge nachgedacht hatte und mir klar geworden war, was der Alkohol mich gekostet hatte, wandte ich mich vorbehaltlos der Höheren Macht zu, die für mich Gott war. Ich gab zu, dass ich dem Alkohol gegenüber vollkommen machtlos war, und war bereit, alles Erdenkliche zu tun, das Problem zu lösen. Tatsächlich war ich bereit, Gott zu überlassen, was ich bisher selbst versucht hatte. Jeden Tag würde ich mich bemühen, Seinen Willen zu erkennen und versuchen, ihn zu erfüllen, anstatt immer zu versuchen, Ihn dazu zu bewegen, den Dingen zuzustimmen, von denen ich glaubte, dass sie die besten für mich seien. Als Bill und Dr. Bob wiederkamen, erzählte ich ihnen davon.

Einer der beiden, ich glaube, es war Dr. Bob, sagte: „Nun, willst du aufhören?“ Ich sagte: „Ja, ich würde gern aufhören, mindestens für fünf, sechs oder acht Monate, bis ich alles wieder geordnet habe und meine Frau und einige andere Leute wieder anfangen, mich zu respektieren, meine Finanzen wieder geordnet sind und so weiter.“ Beide lachten herzlich und meinten: „Das ist immer noch besser als das, was du früher gemacht hast, meinst du nicht?“ Das stimmte. „Wir haben einige schlechte Neuigkeiten für dich“, sagten sie. „Sie waren für uns schlecht – und sie werden es wahrscheinlich auch für dich sein. Ob du nämlich sechs Tage, sechs Monate oder sechs Jahre nichts trinkst – sobald du wieder die Hand ausstreckst und ein oder zwei Gläschen trinkst, wirst du in diesem Krankenhaus eingesperrt enden, genauso wie es in diesen letzten sechs Monaten war. Du bist ein Alkoholiker.“ Soweit ich mich erinnern kann, war es das erste Mal, dass mir diese Bezeichnung richtig bewusst wurde. Ich meinte, ich sei einfach ein Säufer. Sie antworteten: „Nein, du hast eine Krankheit und es ist gleich, wie lange du ohne Alkohol bleibst, nach ein oder zwei Glas wirst du genau da wieder enden, wo du heute bist.“ Damals waren dies wirklich entmutigende Mitteilungen für mich.

Die nächste Frage war: „Du kannst es doch 24 Stunden lang sein lassen, nicht wahr?“ Ich antwortete: „Gewiss, jeder kann das 24 Stunden lang.“ Sie sagten: „Genau davon reden wir. Immer nur 24 Stunden.“ Mir fiel ein Stein vom Herzen. Jedes Mal, wenn ich an das Trinken dachte, standen die langen, trockenen Jahre ohne Alkohol vor mir; diese Idee mit den 24 Stunden und die Tatsache, dass es von nun an ganz an mir lag, waren eine große Hilfe für mich.

(An dieser Stelle möchten die Herausgeber die Erzählung von Bill D., des Mannes im Bett, durch die von Bill W., der neben ihm saß, ergänzen. Bill W. sagt:)

Im Sommer vor 19 Jahren sahen Dr. Bob und ich ihn (Bill D.) das erste Mal. Bill lag in seinem Krankenhausbett und sah uns erstaunt an.

Zwei Tage zuvor hatte Dr. Bob zu mir gesagt: „Wenn du und ich trocken bleiben wollen, sollten wir aktiv werden.“ Bob rief umgehend das Stadtkrankenhaus von Akron an und verlangte die Schwester in der Aufnahme. Er erklärte, dass er und ein Mann aus New York eine Behandlung des Alkoholismus wüssten. Ob sie wohl einen Alkoholiker habe, an dem man diese ausprobieren könne? Da die Schwester Bob lange genug kannte, antwortete sie scherzhaft: „Na Doktor, haben Sie es denn bereits an sich selbst ausprobiert?“

Ja, sie hatte einen Alkoholiker – ein Prachtstück! Er war gerade im Delirium tremens eingeliefert worden. Er hatte zwei Krankenschwestern blaue Augen geschlagen und eben hatten sie ihn festgebunden. Wäre das der Richtige? Nachdem er Medikamente verschrieben hatte, ordnete Dr. Bob an: „Legt ihn in ein Einzelzimmer. Wir werden hinkommen, sobald er beginnt, klar zu werden.“

Bill D. schien davon nicht sehr beeindruckt. Er sah trauriger aus als vorher und wagte, lustlos einzuwenden: „Das mag ja für euch Kerle wunderbar sein, für mich jedoch nicht. Mein Fall ist so schrecklich, dass ich Angst habe, das Krankenhaus zu verlassen. Ihr braucht mir auch keine Religion zu verkaufen. Ich war einst Diakon einer

Kirche und glaube immer noch an Gott. Aber ich befürchte, er glaubt nicht mehr an mich.“

Darauf antwortete Dr. Bob: „Gut Bill, vielleicht fühlst du dich morgen besser. Sollen wir dich wieder besuchen?“

„Natürlich“, antwortete Bill, „vielleicht hilft es nicht, aber euch beide würde ich gern wiedersehen. Ihr wisst genau, wovon ihr sprecht.“

Als wir wieder vorbeikamen, trafen wir Bill D. mit seiner Frau Henrietta. Voller Eifer deutete er auf uns und sagte: „Das sind die Kerle, von denen ich dir erzählt habe; das sind die einzigen, die mich verstanden haben.“

Bill D. berichtete dann, dass er fast die ganze Nacht wach gelegen hatte. Aus tiefer Depression keimte irgendwie zaghaft neue Hoffnung. Blitzartig kam ihm der Gedanke: „Wenn die es geschafft haben, schaffe ich es auch!“ Immer wieder sagte er das zu sich selbst. Aus dieser Hoffnung entsprang Überzeugung. Jetzt war er sich sicher. Dann kam die große Freude. Endlich kam Friede über ihn und er schlief ein.

Bevor unser Besuch zu Ende war, wandte sich Bill D. an seine Frau und sagte: „Bring mir bitte meine Kleider. Komm, wir gehen weg von hier!“ Bill D. verließ das Krankenhaus als freier Mann und trank keinen Tropfen Alkohol mehr.

An diesem Tag entstand die erste AA-Gruppe.

(Bill D. fährt jetzt mit seiner Geschichte fort:)

In den nächsten zwei oder drei Tagen, nachdem ich Dr. Bob und Bill getroffen hatte, kam ich schließlich zu dem Entschluss, meinen Willen Gott anzuvertrauen und diesem Programm zu folgen, so gut ich

konnte. Ihre Gespräche und ihr Handeln hatten in mir ein gewisses Vertrauen geweckt, obwohl ich nicht allzu sicher war. Ich hatte keine Angst, dass das Programm nicht funktionierte, ich hatte aber Zweifel, ob ich in der Lage sein würde, am Programm festzuhalten. Ich kam jedoch zu dem Schluss, mit Gottes Hilfe meine ganzen Kräfte dafür einzusetzen – und das war es, was ich wirklich wollte. Sobald ich diesen Schritt getan hatte, fühlte ich eine große Erleichterung. Ich wusste, dass ich einen Helfer hatte, auf den ich mich verlassen konnte und der mich nicht im Stich lassen würde. Wenn ich zu ihm halten und auf ihn hören könnte, würde ich es schaffen. Dann erinnere ich mich, dass ich den Jungs sagte, als sie zurückkamen: „Ich habe mich dieser Höheren Macht anvertraut und ich habe Ihr gesagt, dass ich willens bin, Ihre Welt an die erste Stelle zu setzen, vor allem anderen. Ich habe es schon getan und ich bin bereit, es hier in eurer Gegenwart nochmals zu tun – und ich will es von jetzt ab an jedem Ort, überall in der Welt, ohne mich zu schämen, wieder sagen.“ Und das gab mir großes Vertrauen und schien eine große Last von mir zu nehmen.

Ich erinnere mich auch, ihnen erzählt zu haben, dass es für mich sehr schwierig werden würde, da ich noch andere Dinge tat, wie Zigaretten rauchen, pokern und hin und wieder auf Pferde zu setzen. Dazu sagten sie: „Meinst du nicht, dass du mit dem Trinken im Moment mehr Schwierigkeiten hast als mit irgendwelchen anderen Dingen? Glaubst du nicht, dass du alles, was du kannst, tun musst, um davon loszukommen?“ „Ja“, sagte ich widerstrebend, „das werde ich wohl tun müssen.“ Sie sagten: „An all diese anderen Dinge wollen wir erst einmal gar nicht denken. Versuchen wir nicht, sie alle auf einmal loszuwerden. Konzentrieren

wir uns nur auf das Trinken.“ Natürlich sprachen wir über eine ganze Reihe meiner Schwächen und machten eine Art Inventur, was nicht zu schwierig war. Ich wusste, dass bei mir eine Menge Dinge nicht in Ordnung waren, denn ich kannte sie genau. „Da ist noch etwas“, sagten sie, „du solltest dieses Programm weitergeben an andere, die es brauchen und die es haben wollen.“

Zu dieser Zeit war ich praktisch ohne Beschäftigung. Natürlich ging es mir eine Zeit lang körperlich auch nicht besonders gut. Ich brauchte ein bis eineinhalb Jahre, ehe es mir körperlich wieder besser ging. Es war eine harte Zeit, aber bald fand ich frühere Freunde wieder. Nachdem ich eine Weile nüchtern war, fand ich, dass sich diese Leute wieder so benahmen wie in früheren Jahren, bevor es mit mir so schlimm geworden war; so schenkte ich der finanziellen Seite kaum Beachtung. Ich verbrachte die meiste Zeit damit, diese Freundschaften zu erneuern und meine Frau dafür zu entschädigen, dass ich sie oft verletzt hatte.

Es ist schwer abzuschätzen, wie viel die Anonymen Alkoholiker für mich getan haben. Ich wollte dieses Programm wirklich und wollte danach leben. Ich beobachtete bei den anderen eine Art Befreiung, ein gewisses Glück, sie hatten irgendetwas, von dem ich glaubte, dass es jeder Mensch haben sollte. Ich versuchte herauszufinden, was es war. Ich wusste, es gab da noch etwas, das ich nicht hatte. Ich erinnere mich an einen Tag, ein oder zwei Wochen, nachdem ich das Krankenhaus verlassen hatte, als Bill zu uns nach Hause kam und sich mit meiner Frau und mir unterhielt. Wir waren beim Mittagessen, ich hörte zu und versuchte herauszufinden, warum sie wohl diese Gelöstheit hatten. Bill schaute zu meiner Frau hinüber

und sagte zu ihr: „Henrietta, der Herrgott war so wunderbar zu mir, als er mich von dieser schrecklichen Krankheit heilte, dass ich dauernd davon sprechen und es allen Menschen erzählen möchte.“

Da dachte ich: „Ich glaube, ich habe die Antwort.“ Bill W. war sehr, sehr dankbar, von dieser schrecklichen Sache befreit worden zu sein. Er betrachtete es als Geschenk Gottes und war dafür so dankbar, dass er allen anderen Menschen davon erzählen wollte. Der Satz „Der Herrgott war so wunderbar zu mir, als er mich von dieser schrecklichen Krankheit heilte, dass ich dauernd davon sprechen und es allen Menschen erzählen möchte“, ist eine Art goldener Worte für das AA-Programm und für mich geworden.

Natürlich ist meine Gesundheit mit der Zeit besser geworden. Ich brauchte mich nicht mehr dauernd vor anderen Menschen zu verstecken, es war einfach wunderbar. Ich gehe immer noch zu den Meetings, weil ich es gern tue. Dort treffe ich die Menschen, mit denen ich gern rede. Ein weiterer Grund, immer noch dorthin zu gehen, ist meine Dankbarkeit für die guten Jahre, die ich seitdem habe. Ich bin beiden so dankbar, dem Programm und den Menschen in der AA-Gemeinschaft, dass ich auch weiter dorthin gehen möchte. Ich habe es oft in der Monatszeitung „AA-Grapevine“ gelesen, viele Menschen haben es mir persönlich gesagt, Menschen standen im Meeting auf und bekannten, was auch für mich das Wunderbarste ist, was ich durch das AA-Programm gelernt habe: „Ich kam einzig und allein zu der Gemeinschaft der AA, um nüchtern zu werden, doch durch die AA habe ich Gott gefunden.“

Ich glaube, das ist das Wunderbarste, was einem Menschen widerfahren kann.